

# Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 210.

Freitag, 9. September

1927.

(A. Fortsetzung.)

## Das grüne Monokel.

Roman von Guido Kreuter.

(Nachdruck verboten.)

Sollte das das Ende seiner ehrenhaften, von Erfolgen  
überschütteten Laufbahn sein?

Wo lag der rechte Weg, den er zu gehen hatte?

„Eine Frage müssen Sie mir noch beantworten“, murmelte er plötzlich in jäher Eingebung. „War der Dieb des Altenstüdes ein Mann oder — eine Frau?“

„Eine Frau!“

Kuchast hob die kleine Exzellenz den Kopf.

„Eine —“

„Ja — eine junge, schöne, unverheiratete, uns beiden nicht unbekannte Frau. Mehr sage ich nicht.“

„Nein — mehr brauchen Sie auch nicht zu sagen.“

Nun endlich löste der Staatskommissar seine Hände von der Schreibtischkante und richtete sich auf. Es war eine Müdigkeit in seinen Bewegungen; eine mutlos apathische Schwefälligkeit.

Einmal bewegte er auch leise verneinend den Kopf, als könne er irgend etwas nicht begreifen.

„Also gut“, sagte er resigniert, „ich bin mit Ihren Bedingungen einverstanden, Mister Kerridge. Allerdings wird es vielleicht möglich sein, daß wir uns mit dem Wiedererhalt der unbeschädigten und unkopierten Alten begnügen und darauf Verzicht leisten, gegen den Täter oder die Täterin strafrechtlich vorzugehen, um die Affäre nicht an die große Glocke zu hängen.“

Die deutsche Reichsregierung ist in ihren inner-politischen Entschlüssen autonom.“

„Sie wohnen im Regent-Hotel?“

„Im Regent-Hotel. Doch bitte ich Ew. Exzellenz, sich dessen während der nächsten Woche nicht zu entzinnen. Wir sind zu größter Vorsicht gezwungen.“

„Und wann sehe ich Sie wieder, Mister Kerridge?“

„Wenn ich das Altenstück in die Hände Ew. Exzellenz zurücklege. Nicht früher.“

„So habe ich Ihnen schon im Vorraus für alles zu danken, was Sie zur Aufhellung dieser Angelegenheit tun.“

Der Herr mit dem grünen Monokel ergriff die weiße Greisenhand, die sich ihm zögernd entgegenstreckte.

„Keine Ursache, Exzellenz“, lächelte er achselzuckend, ein Spleen meines albernen Rechtlichkeitsgefühls. Und Sport — ganz großer Sport. Indeed — nichts weiter.“

Als John Kerridge verschwunden war, kehrte der Unterstaatssekretär zu seinem Schreibtisch zurück. In dem saß er lange und sann. Noch einmal überprüfte er seinen Entschluß. Konnte der vor dem eigenen Gewissen auch wirklich bestehen?

Nach dem strengen Buchstaben-Evangelium amilicher Korrektheit nimmermehr; nach seinem intuitiven Empfinden dagegen war es selbstverständlich, daß er mit beiden Händen zugriff. Einzig erfolgreiche Politik war von jeher die bewußte Ausschaltung oder Schablone, geistige Elastizität und rasche Wahrnehmung erfolgversprechender Konstellationen. Wie zum Beispiel des Rechtlichkeitspleins dieses Engländer, an den der alte Herr seinem ganzen Gefühl nach unbedingt glaubte.

John Kerridge — das also war der berühmte Detektiv gewesen. Exzentrisch und rücksichtslos in der

Wahl seiner Mittel, aber von einer phrasenlosen, lakonischen Selbstsicherheit, die vielleicht das Geheimnis seiner großen Erfolge bedeutete.

Noch ein anderer Name glitt dem einsamen Grübler durch den Kopf.

Christa Barell.

Schade — ihre frische, blonde Lieblichkeit hatte ihm immer das Herz aufgehen lassen, wenn er ihr einmal irgendwo an der Seite ihres Verlobten begegnete. Nun aber war sie in diese dunkle Geschichte verwickelt. Unbedingt war sie das. Ihre hastige Abreise, von der er durch einen Zufall erfahren, das seltsame Verhalten des Botschaftsrats, das süffisante Grinsen des Engländer, als er die Diebin des Altenstüdes vorhin beschrieb . . . Zweifel waren da nicht mehr erlaubt.

Ja — bitter schade um die junge Christa Barell! Wie da wohl die psychologischen Zusammenhänge liegen möchten und welche Untiefen solch eine Menschenseele oft barg?!

Auch in Traß mußte es wüst aussehen! Soviel elend verratenes Vertrauen . . .

Dabei gab es pharisäerhafte Toren, die jeden Selbstmord als Freiheit und Unmännlichkeit verurteilten und nichts davon ahnten, wie oft er die allerletzte verzweifelte Ausflucht vor dem Irrsinn ist.

Wer über gewissen Dingen nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren.“

Auch der Botschaftsrat von Traß stand heute an dieser Schwelle.

Oder — hatte er sie — vielleicht schon überschritten?

Da schraf der alte Herr zusammen, schüttelte gewaltsam seine Müdigkeit ab und griff nach dem Fernsprechbuch.

Dann hob er den Hörer ab und ließ sich verbinden.

Es dauerte geraume Zeit, bis im Mikrophon eine etwas verschlafene Stimme erwachte.

„Hier bei von Traß.“

„Sie sind der Diener des Herrn Botschaftsrats, nicht wahr? Ich möchte Ihnen Herrn sprechen.“

„Herr Botschaftsrat ist noch nicht zu Hause.“

„Sie wissen auch nicht, wann er kommt?“

„Nein.“

„Also dann passen Sie mal gut auf: Sie bleiben jetzt wach, bis Ihr Herr heimkommt, und richten ihm aus, der Unterstaatssekretär Dr. Heinsius hätte angeufen. Haben Sie meinen Namen verstanden?“

„Zawohl — der Herr Unterstaatssekretär Dr. Heinsius.“

„Ich lasse Ihren Herrn bitten, mich sofort, wenn er zu Hause ist, im Auswärtigen Amt anzurufen. Ich bin jetzt hier und warte, bis sein Anruf kommt. Und sagen Sie ihm: es handle sich um eine für ihn erfreuliche Angelegenheit. Vergessen Sie das auf keinen Fall — erfreuliche Angelegenheit.“

„Zawohl — Herr Botschaftsrat möchte Herrn Unterstaatssekretär Dr. Heinsius sofort, wenn er heimkommt, im Auswärtigen Amt anrufen. Es handle sich um eine erfreuliche Angelegenheit.“

„Schön, mein Freund. Guten Abend.“

Und dann wartete er. Zuerst untätig, nachher griff er nach irgendwelchen dienstlichen Papieren, die auf seinem Schreibtisch sich häuften, und blätterte in ihnen herum, um die Zeit hinzubringen. Er fand seine Augen zu der Uhr. Viertelstunde um Viertelstunde verströmte, jede konnte in ihrem Schoß Katastrophen bergen.

Mit der abgeklärten Philosophie seiner zweihundertjährig Jahre wehrte er sich gegen die brutale Sinnlosigkeit der Vorsehung, die fast das Leben eines wertvollen Menschen vernichtet hätte, wie man achtlos ein welles Blatt zerritt.

Das wäre ungeheuerlich gewesen. Das durfte nicht sein!

Bisher hatte ihm der Botschaftsrat von Traß nie mehr bedeutet als ein vollendet Kavalier, ein Mann von Welt, ein ungewöhnlich fluger Mensch und repräsentativer Diplomat, der rapid Karriere mache. Nun aber hingte er sich um dessen allernächstes Schicksal, als sei er selbst dafür verantwortlich.

Dabei verglitt Viertelstunde um Viertelstunde.

Und schon war er drauf und dran, noch einmal im „Reichsclub“ sein Heil zu versuchen.

da gellte neben ihm das Telefon.

Fast hastig riss er den Hörer von der Gabel und wußte gar nicht, daß seine Stimme hart und heiser klang.

„Unterstaatssekretär Dr. Heinrich — Herr von Traß, nicht wahr? — Na, endlich! Für diese letzten anderthalb Stunden danke ich Ihnen wirklich nicht. Ich habe schon angenehmere erlebt ... Nicht doch, das soll kein Vorwurf sein, außerdem war es nicht Ihre Schuld ... Nun zur Sache: Ihr Diener wird Ihnen schon ausgerichtet haben, was ich ihm auf die Seele band. Nämlich während der letzten beiden Stunden ist eine so vollkommene Wendung eingetreten, daß der ganze Fall ein anderes Gesicht bekommt. — Vorhin war ein Mann hier in diesem Zimmer, den wir beide bisher nicht persönlich kannten, nur dem Namen nach, den er trägt und der sehr berühmt ist. Er wies mir seine Persönlichkeit durch amtliche Dokumente nach, und ich vergewisserte mich überdies an maßgebender Stelle, daß seine Identität zutraf. Um wen es sich handelt? Im Augenblick darf ich Ihnen das noch nicht sagen: später werden Sie es von mir erfahren ... Dieser Mann nun ist in die Diebstahlsaffäre so restlos eingeweiht, daß wir beide uns dagegen verstehen können. Punkt für Punkt hat er es mir belegt. Ich war von solcher Allwissenheit einfach überwältigt. Durch ihn wird binnen Wochenfrist das Altenstück unbeschädigt und unkopiert wieder zur Stelle geschafft. Sein Name bürgt mir ohne weiteres dafür, daß er diese Zusage innehält. Auf die Rennung und Bestrafung des Täters verzichte ich. Mit der Rückgabe der Dokumente soll der Zwischenfall erledigt sein. Ich will keinen Eklat und will keine Opfer in dieser Angelegenheit. Das läßt sich um so leichter durchführen, als der betreffende Herr mir strengste Diskretion jedermann gegenüber zugesagt hat. Überdies ist er ein Ausländer, der sich nur ganz vorübergehend in Berlin aufhält. Also Sie werden rehabilitiert und der Diebstahl wird für niemanden — verstecken Sie, Herr von Traß: für niemanden! — irgendwelche Folgen haben.“

Er unterbrach einen Moment. Dann fuhr er fort:

„Dies alles erst mal vorweggenommen, damit Sie so beruhigt sind, wie ich es auch wieder bin. Nun das Eigentliche: Ich halte es nicht für klug, wenn Sie während der nächsten Woche in Berlin bleiben. Man muß jeder Gefahr einer etwaigen Komplikation vorbeugen. Deshalb erteile ich Ihnen hiermit aus eigener Machtvollkommenheit einen zehntägigen Urlaub, den ich nachträglich von Ihrem Ressortchef und Abteilungsdirektor bestätigen lassen werde. Also packen Sie morgen früh Ihre Koffer und fahren Sie mit dem nächsten Express oder Flugzeug ab. Bitte? Wohin? Das ist völlig nebenfächlich. Nur möglichst nicht gerade nach London oder Moskau. Wie meinen Sie? Paris? Ja — gegen Paris habe ich ebensowenig wie gegen Stockholm oder Bern oder Amsterdam. Niemand braucht zu wissen, wo Sie sind. Nur mir geben Sie bitte, sobald Sie angelangt sind, nach meiner Privatwohnung ohne Unterschrift Telegramm, das lediglich die Stadt und das Hotel enthält, wo Sie während dieser zehn Tage sind. Damit

ich Sie im Notfall erreichen kann und Ihnen Direktiven wegen Ihrer Rückkehr gebe, sobald die Sache in Ordnung ist. Alles darf ich Ihnen naturnäher jetzt am Telefon nicht sagen. Später unter vier Augen findet sich dazu Gelegenheit. Oh, seien Sie nicht töricht. Sie haben mir für nichts zu danken. Das ist Dienst und Staatsinteresse. Ebenso wie Ihre sofortige Abreise mit unbekanntem Ziel, und ich wiederhole: — die Tatsache, daß gegen den Täter nichts unternommen wird. Also Sie sind bis spätestens morgen mittag aus Berlin fort und lassen sich auch vorher von niemanden mehr sprechen? — Sehr schön. Und wie gesagt: Ihr Telegramm ohne Unterschrift bitte nach meiner Privatwohnung. — Hals- und Beinbruch! — Und überlassen Sie das Weitere getrost mir. Wir rennen die Geschichte schon wieder ein.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Figur.

Von Wilhelm Lichtenberg.

Früher einmal kümmerten sich die Frauen um ihren Teint und hassen der Figur nach; heute machen sie es umgekehrt: sie kümmern sich um ihre Figur und helfen dem Teint nach. Was vernünftiger ist, wage ich nicht zu entscheiden. Sicher ist nur, daß die Frau von heute nur eine Vorliebe kennt: die Figur.

Und einen Feind: die Figur. Und hier beginnt die geheimnisvolle Hassliebe, die neuerdings so modern ist.

Was liebt die Frau? Ihre Figur. Wogegen führt sie einen ausgesetzten Kampf? Gegen die Figur.

Bliebe zu untersuchen: was ist das — die Figur? Schwer zu sagen. Empirisch wäre festzustellen: die Figur ist jener Zustand, bei dem man immer zehn Kilo zu viel hat. Also der einzige Besitz, von dem man nie zu wenig haben kann.

Man muß sagen, daß das Geschlecht der Frauen sich gegen früher bedeutend gebessert hat. Gewiß, auch früher gab es Frauen, die für ihren Mann hungrig waren. Man nannte sie rühmliche Ausnahmen. Nun, heute gibt es überhaupt nur rühmliche Ausnahmen. Denn alle Frauen hungrig für den Mann. Und nicht nur für ihren eigenen — sondern für das ganze männliche Geschlecht. Die Männer freilich sind undankbar genug, zu behaupten, sie täten es für die Figur. Die Frauen allerdings schwören, daß sie es für die Männer täten. Aber im Grunde wird es wohl dasselbe sein.

Tragisch ist nur, daß die Figur nichts von der Figur wissen will. Daß sie also gewissermaßen ihr Übergewicht mit jenen ominösen zehn Kilo behauptet. Ich kenne eine Dame, die nur sechsundvierzig Kilo wiegt und aussieht wie der jüngste Tag. Dennoch behauptet sie Bein und Stein — zehn Kilo zu viel zu haben. Sie meint, ihre Figur verlangt es. Aber ich glaube nicht, daß sich ihre Figur noch in dem Stadium befindet, überhaupt etwas verlangen zu können.

Man muß in diesem Zusammenhang auch das Kapitel der modernen Frauentätigkeit streifen. Gott sei Dank! Die Frau von heute ist weitauß tätiger als die Frau von gestern und vorgestern. Alle Frauen arbeiten zwölf Stunden des Tages. Woran arbeiten sie? An ihrer Figur. Wenn einer daher läme und schreibe den Damen den Achtsumentag vor — allmächtiger Gott, es gäbe eine Katastrophe!!! Denn mit acht Stunden im Tag gibt's keine Figur. Noch nicht einmal ein Figürchen. An seiner Figur muß man schuften und robbten. Im Schweiße seines Angesichts und aller übrigen Partien. Für seine Figur muß man sich kneten und treten lassen. Man muß sich tief büden. Man muß Augen und Poren offen halten. Muß hängen und müllern, bangen und mensendieken. O, diese entsetzliche Tätigkeit! Und wenn man zwölf Stunden des Tages gearbeitet hat, kann man auch noch nicht fett werden dabei.

In früheren Zeiten gab es Frauen, die ihre Männer zur Verzweiflung brachten, weil sie viel Geld verbrauchten. Heute kümmern sich die Frauen um den Verbrauch des Geldes überhaupt nicht mehr. Wenn sie was verbrauchen, dann sind es Kalorien. Leider, leider war es leichter, Geld zu verbrauchen als Kalorien. Womit nicht gesagt sein soll, daß der Verbrauch der Kalorien nicht auch Geld kostet. Wohl sparen sich die Frauen das Geld vom Mund ab, was sehr schön von ihnen ist. Aber vom Masseur sparen sie sich's nicht ab: was man von ihnen auch nicht verlangen kann. Viele Männer behaupten zwar, daß ihnen der Mund sympathischer war als der Masseur. Aber das sind Männer, die schlechte Figur machen. Wohingegen Masseure ausnahmslos gute Figur machen.

Kurz, wir Männer müssen uns mit der Tatsache abfinden, daß wir im Zeitalter der Frauenbewegung leben.

Es ist zwar hauptsächlich eine rhythmische Frauenbewegung — aber das tut nichts zur Sache. Bewegung ist Bewegung. Und rhythmische Bewegung ist gut für die Figur. Hinwiederum ist es sehr schlecht für die Figur, Kinder zu kriegen. Man muß also verzichten. Kriegt man aber doch welche, dann ist es auch wieder ein Fortschritt gegen früher. O, herrliche Entwicklung des Menschengeschlechtes!! Früher einmal haben die Frauen unter dem Kinderkriegen gelitten — heutzutage leidet nur die Figur.

Und so rollt eine neue Phase der weiblichen Entwicklung vor unseren Augen ab, der wir uns nicht verschließen können. Auf Punktrollern rollt sie ab — aber sie rollt. Wir sehen genau die Linien dieser Entwicklung — und wissen, daß es die schlanken Linien sind. Freilich werden auch sie das Kraut nicht fett machen. Schon wegen der Figur nicht.

Und wofür arbeiten die Frauen zwölf Stunden des Tages? Um am Abend drei Stunden lang gute Figur machen zu können. Zwölf Stunden für drei!!!

Ob das wohl dafür reicht?

Ich habe es lange nicht gewagt, eine Dame nach der Zweitmägigkeit ihrer Bemühungen zu fragen. Über einmal tat ich es doch: „Gnädige Frau, halten Sie es wirklich für richtig, sich den Tag über erbarmungslos zu quälen, um am Abend drei Stunden schön sein zu können? Ist der Einsatz nicht zu groß für diesen mageren Erfolg?“

Und sie antwortete weise lächelnd: „Liebster Freund! Wie lange war Nanjan unterwegs in Nacht und Eis? Unter Mühen, Entbehrungen und Qualen? Zweiundehnhalbes Jahr. Und wie viel Zeit verbrachte er dann am Nordpol? Drei Stunden. Also, bitte.“

Es war nichts dagegen einzuwenden.

## Sajuokko.

(Skizze aus Lappland.)

Von Ilse E. Tromm (Göteborg).

Ringsum liegt die Welt wie ein einziges, weißes, unabschbares Schneefeld. Kriegernd stehen die Rentiere in den Horden. Zu Ende ist das Futter. Man muß weiter südwärts. Die Tiere brechen aus und zerstreuen sich. Die meisten Lappen haben das Lager bereits verlassen. Längst begrub der Schnee ihre niedrigen Käten unter sich, daß sie nun aussehen wie kleine, seltsame Hügel. Nur Sajuokko mit seiner Familie ist noch zurückgeblieben. Seine Rentierherde zählt nach vielen Tausenden, und darum ist er der Reichste unter seinen Stammesgenossen. Den größten Teil seines Bestandes hat er bereits den anderen mitgegeben. Er selbst kann noch nicht fort, weil seine Frau schwerkrank liegt. Zwei seiner Söhne, die ältesten, sind vor ein paar Tagen fortgegangen, um einige Touristen über die Fjällmassive von Skutafas zu führen. Wahnsinn ist es, sich bei solchem Wetter auf diese Fahrten zu begeben. Seit Wochen rast der Schneesturm, der alle Gletscherspalten mit Schnee angefüllt hat. Scheu zusammengekauert sitzen ein paar jüngere Kinder in einer Ecke der Käte.

Sajuokko hat sich auf einen Schemel niedergelassen und stützt den Kopf in die Hände. Er stiert vor sich hin. Von draußen kommen die furs ausgestoßenen Laute der hungrigen Rentiere zu ihm. Der weiße Polarhund zu seinen Füßen wird unruhig. Sajuokko sagt ein Wort und das Tier liegt wieder still, mit außerordentlichen Ohren. Der Lappe schaut zu dem primitiven Lager hinüber, auf dem sein frisches Weib liegt. Es hält die Augen geschlossen und stöhnt. Kämen doch die Burschen, damit sie Hilfe für die Kranke holen könnten. Sie könnten auf ihren Schiern zur nächsten Touristenstation hinunter und von dort nach Boden telefonieren, damit das Flugzeug käme, das die Kranke aus den Bergen holt.

Mit rohen Rentierhäuten ist die Käte innwendig bekleidet. Sie halten die Wärme fest, die sich in der Käte anammelt, und der Schnee, der sie von außen dicht und schwer bedeckt, verwehrt der Kälte das Eindringen. Der Boden der Käte hat ein doppeltes Fellager. Das Rauhloch in der spitzen Dachöffnung ist verhangen. Der beigehende Geruch von Rentiertalg, aus dem das Licht gedreht ist, erfüllt den Raum. Das schwache Licht durchzittert den dämmrigen engen Umkreis und fällt über das siebige Gesicht der kranken Frau. Nun schlägt sie die Augen auf und sieht den Mann, der an ihrer Seite sitzt.

„Ist es nun besser, Caijsa? Großer Gott, du wirst doch nicht sterben?! Wir ziehen bald fort, Caijsa, hörest du?“ Da öffnet sich das Fell, das den Eingang verdeckt, und ein junges Rentier kommt herein. Es geht zum Lager der Kranken und legt zutraulich ihre Hand. Es ist Caijsas Lieblingstier. Sie hat es selbst aufgezogen. Wie ein Kind hängt es nun an ihr. Lächelnd geht der Blick der Kranken durch die Käte.

Sajuokko geht hinaus. Er horcht in die Nacht hinein. So wunderbar leuchten die Sterne. Schwach heben sich die Konturen der Landschaft aus dem blauweissen Licht. Er hört ganz deutlich seinen Namen. Er schlägt das Eingangsfell zurück und horcht hinein. Caijsa liegt unruhig. Unsicher tastend greifen ihre Hände nach dem jungen Rentier. Eine namenlose Angst ergreift ihn. Er muß fort, um Hilfe zu holen, bevor es zu spät ist.

Mit zitternder Hand setzt er einen hölzernen Napf mit gesmolzenem Schneewasser neben ihr Lager. Wenn Caijsa durstig wird, kann sie trinken. Rentiermilch ist auch da und gesalbtes Rauchfleisch. Alles setzt er ihr in Reichweite. Nun hält es ihn nicht länger. Er stützt die hohe Pelzmütze auf den Kopf, nimmt die Schier und die Pelzjacke, und dann geht es hinaus in saulender Fahrt über die weißen Flächen. Nach den Sternen orientiert er sich. Ihm ist jede einzelne Stellung der leuchtenden Gestirne bekannt. Bald muß die Nacht vorbei sein. Hinter den fernen Höhenäulen dämmert schon fahles, graues Tageslicht auf. Stunde um Stunde liegt er so dahin. Der Weg nach Arvijaur ist weit. Es wird hell. Die bleiche Sonne blendet auf dem Schnee, daß die Augen schmerzen. Hunger und Durst quälen ihn. Er bricht ein Stück Eis zu seinen Füßen ab und läßt es im Munde zergehen. Dann fällt er ein Stück des harten Roggenbrotes, das er bei sich hat. Belebend legt sich die weite Einsamkeit auf ihn. Nie hat er sie bisher so drückend empfunden. Endlich taucht in der Ferne die kleine Touristenhütte auf. Schwer wird es ihm, sich am Telefon zu verständigen, aber nach langer Mühe geht es. Der Mensch am anderen Ende des Drahtes scheint zu begreifen. Es ist nicht leicht, die Sprache der Lappen durch die lange Leitung zu verstehen. Er soll warten. Das Flugzeug wird sofort abgehen, um die Kranke zu holen. Nun sitzt er auf der Bank und wartet. Endlos wollen ihm die Stunden des Wartens werden. Er findet zu essen in der Hütte und kann Feuer anzünden, um sich zu wärmen. Das Gefühl des Sattseins gibt ihm wieder neue Kraft. Er streckt sich auf das Stroh Lager aus, springt aber jeden Augenblick wieder auf, um hinaus zu gehen und nach dem Flugzeug zu schauen, das nun doch endlich kommen muß. Immer steht ihm Caijsas Gesicht vor Augen. Endlich vernimmt er das Surren des Riesenvogels, und nach wenigen Minuten landet das Sanitätsflugzeug vor der Hütte. Ein paar Fragen des Führers. Der Lappe muß aufsteigen. Mit einem starken Angstgefühl tut er es, aber es bleibt ihm ja keine Zeit zur Wahl. Durch die Luft geht jetzt die sausende Fahrt. Sajuokko kommt nicht zur Bestimmung. Er versucht, das Landschaftsbild unter sich zu erkennen, aber sie fliegen in solcher Höhe, daß dies kaum möglich ist. Der breite Flugschatten gleitet ihnen voraus über den blauvioletten Schnee. Rasch steigt die Dämmerung heraus. Sie nimmt den Konturen ihre Schärfe. Wie breite dunkle Ströme fallen die Gletscher zu Tal. Drohend in ihrer Einsamkeit ragen die hohen Fjällmassive unter ihnen. Der Stora Luleträst schlägt sein glänzendes Auge zu ihnen auf. Nun neigt sich die Maschine der Erde zu. Einzelne Dinge lassen sich schon erkennen. Er atmet erleichtert auf. Sie gleiten in die Richtung, in der er die heimliche Käte weiß. Hinter jener Bergwand, die sich ihnen nun in den Weg stellt, war das Lager. Sajuokko stößt den Führer an und deutet hinunter. Wenige Minuten darauf landet die Maschine auf dem breiten Schneefeld.

Nun scheint es Sajuokko, daß die Fahrt unheimlich schnell vor sich gegangen ist. Bellend springt ihnen aus der Käte der Hund entgegen. Die Rentiere, die sich dicht aneinander gedrängt haben und zitternd stehen, schauen zu ihnen hinüber.

Je mehr sie sich der Käte nähern, desto beklemmter wird es Sajuokko. Alles scheint ihm so fremd. Der Hund stößt ein merkwürdig klagesches Winseln aus. Die Kinder sitzen weinend auf dem Boden. Der Sanitäter beugt sich über die Frau. Er ist zu spät gekommen. Der Transport zum Krankenhaus nach Boden war überflüssig geworden.

Sajuokko sinkt auf den Schemel und stiert auf die Tote. Er hört das Flugzeug wieder aufsteigen und nun vergeht das Surren der Maschine im Sturm, der einsetzt und gewaltige Schneemassen mitbringt. Der Sturm heult und tobt um die Käte, als wollte er sie mit sich fortnehmen. Angstliche Laute kommen von den Tieren. Sajuokko zündet ein Talglicht an. Unruhig zittert die kleine Flamme. Die Kinder sind eingeschlafen. Sajuokko aber hält die Totenwache. Gegen Morgen läßt der Sturm nach. Die beiden Söhne kommen, vollkommen erschöpft. Es ist ein Wunder, daß sie nach Hause gefunden haben. Nun wird zum Abzug gerüstet. Die Schlitten werden fertig gevadt, und die Kinder warm eingewickelt. Hab und Gut wird aufgeladen. Dann geht es südwärts.

Nur Sajuokko bleibt einsam zurück. Als das nächste Frühjahr die Lappen wieder auf die Berge brachte, fanden sie ihn tot im Eise.

\* In Reclams Universal-Bibliothek (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig) erschien: Louis Couperus: „Der verliebte Esel“. Roman. U.-B. 6771—73. Das Buch behandelt die Geschichte eines jungen Liebenden, den niedere Mächte, hier die thessalischen Herzen, in ein Tier, einen jämmerlichen Esel, verwandeln. In dieser unglücklichen Gestalt erduldet er mancherlei Leiden, bis er geläutert und reif zur Liebe ist. Ein Bischof vollzieht die Erlösung. — Johannes Scherr: „Menschliche Tragikomödie V.“ Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. Max Mendheim. U.-B. Nr. 6774—75. Im 5. Bande seiner Sammlung „Menschliche Tragikomödie“ behandelt Scherr in seiner scharf kritischen und oft sehr satirischen Art vier Gestalten des 18. Jahrhunderts, nämlich: Karl XII. von Schweden (als „Der König-Narr“), den Zarewitsch Alexei, den ältesten Sohn Peters I. von Russland (in der Skizze „Ein russisches Haus, Hof- und Staatstrauerpiel“), der französische Philosophen und Dichter Voltaire und in dem Aufsatz „Die Semiramis des Nordens“ die Kaiserin Katharina II. von Russland sowie anschließend daran das Schicksal ihres Sohnes, des Zaren Paul. — Dipl.-Ingenieur G. Lillie: „Radiotechnik“. Wege durch Theorie und Praxis. Mit 92 Abbildungen. U.-B. Nr. 6777—78. In knapper, allgemein verständlicher Form werden zunächst die Grundgesetze der Elektrizitätslehre besprochen, welche das unbedingt notwendige Rüstzeug für das Verständnis der eigentlichen Hochfrequenztechnik ausmachen. Weiterhin werden dann die theoretischen Grundzüge der elektromagnetischen Schwingungslehre entwickelt, auf welcher die Radiotechnik bekanntlich unmittelbar basiert. Nach einem kurzen Überblick über die hochfrequenztechnischen Verhältnisse auf der Sendeseite wird die Empfangstechnik, bzw. die Rundfunktechnik, eingehend erörtert und neben grundsätzlichen Schaltungstechnischen Problemen die Frage des Zubehörs für Rundfunkempfangsstationen (Antennen, Stromquellen, Einzelteile, Bauanleitungen usw.) ausführlich besprochen.

\* Kunstwart-Bücherei (Verlag Georg D. W. Callwey, München), Band 11: „Rettungen“ altmodische Erzählung von Elisabeth Sievert Eine Novelle, in Stoff und Darstellung altmeisterlicher, liebenswürdiger, beßlicher Erzählungskunst; Band 42: „Biblische Geschichten aus dem Alten Testamente.“ Aus den Propheten. Bearbeitet von Hermann Häffler. Doppelband 43/44: „Deutsche Briefe“ ausgewählt und eingeleitet von E. Kurt Fischer; eine ungewöhnlich auf gelungene Auswahl aus einem überreichen Material, zu lebensvollen, motivischen Gruppen geordnet, mit feinem Empfinden für den Brief als Seelenzünder und menschliches Dokument. Band 45: Victor Hugo: „Ein Gerechter“. Uebersetzt von Eva Schumann. Eine feinfühlige Uebersetzung des ersten großen Kapitels des bekannten Romans „Die Armen und die Elenden“ (Les Misérables), mit dem Roman selbst nur in losem Zusammenhang stehend. Band 46: „Der Ackermann aus Böhmen“ von J. v. Saaz, ein Streitgespräch zwischen Mensch und Tod aus dem Jahre 1400, in heutigem Deutsch, mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Hans Böhm. Ist eine dankenswerte Neuausgabe dieser ersten deutschen Prosadichtung und schönen Dichtung unseres Spätmittelalters, die erschütternde Darstellung der Furcht des Menschen vor dem Tode und Ueberwindung des Todes durch Geist und Glauben.

\* Noda Noda: „Donner und Doria“. (Verlag Dr. Eysler u. Co. U.-G., Berlin SW. 68). Der Meister der lustigen Schwänke und witzigen Schnurpfeifereien Noda Noda geht mit gesundem Humor allen Tüden des Lebens zu Leibe und bricht ihnen die Gischtzähne aus. Ehrfürchtige Weisheiten bekommen ein lachendes Gesicht. Triubal und Sorge müssen sich begraben lassen und dem neuesten Noda Noda „Donner und Doria“ Platz machen.

\* „Der Brand der Cheops-Pyramide“. Zukunftsroman von Dominik (Verlag von Ernst Keils Nachfolger, August Scherl, G. m. b. H., Berlin SW. 68). Wieder einmal läßt der Ingenieur, dem drei große Zukunftsromane den Rahmen eines deutschen Jules Verne eingetragen haben, eine kommende Welt vor uns aufwachsen, in der grandiose Wirklichkeit wird, was sich in den politischen, wirtschaftlichen und technischen Entwicklungen unserer Tage unverkennbar andeutet. Diesmal ist es das gewaltige Problem der Atomzerrümmerung, das Dominik herauftreibt, um im Kolossalbild einer nicht mehr allzu fernliegenden Epoche die umstürzenden Wandlungen und Revolutionen

zu gestalten, denen die Zeit entgegensteht. Kühnheit der Ideen, verbunden mit erstaunlicher Kombinationsgabe, Großzügigkeit der Phantasie und wirkliches Sachwissen, die ganze temperamentvolle Lebendigkeit und Fülle dieses eigenartigen Erzählertalents dokumentieren sich von neuem in diesem Zukunftsbild.

\* Alberto Insua: „Weib, Torero und Stier“. Aus dem Spanischen übertragen von Elisabeth Wader. Romane der Welt, Herausgeber: Thomas Mann und H. G. Scheffauer (Th. Knaur Nachf. Verlag, Berlin B. 50). Die lebendige, farbenreiche Handlung dieses Romans, der zu den bedeutendsten Werken des in Spanien viel gelesenen Autors gehört, wird getragen und belebt von der ungestümen Leidenschaft dreier Menschen: der Frau und ihrer beiden Liebhaber, die berühmte Stierkämpfer sind. Drei grundverschiedene und in ihrer sündlichen Glut doch ähnliche Temperamente begegnen sich in einem Rahmen, wie er hunderter kaum gefunden werden kann.

\* A. Conan Doyle: „Die drei Giebel“. (Hugo Wille, Berlin NW. 87.) Sherlock Holmes, der Meisterdetektiv, erzählt in diesem Band selbst oder durch seinen Freund und Gehilfen Dr. Watson drei neue Abenteuer. Conan Doyle läßt seinen Sherlock Holmes auch hier durch seine außerordentlich scharfe Beobachtungsgabe und seine überraschenden Schlussfolgerungen verblüffen. Die Abenteuer sind dadurch und interessant geschrieben.

= Praktischer Leitfaden der Gesangspädagogik. Von Dr. med. W. Reinde (Leipzig, Verlag von Dörfling u. Franke). Der Verfasser ist als Stimmbildner allgemein anerkannt, daß sich eine Empfehlung seines „Leitfadens“ fast erübrigst. Tonanzak, Entwicklung des Vokaltones aus dem Kopfton. Beherrschung der drei Register und ihre Verbindung im Schwellton zum Einregister — sind die natürlichen Grundlagen seiner Methode, die hier bis in alle Einzelheiten klar gelegt wird. Von der schädlichen Stodhausen-Erfahrung, den Kehlkopf bewußt herunterzudrücken (womöglich durch Drücken von außen auf den Kehlkopf!) wird mit Recht gewarnt. Vokalisation und Konsonanzion, Declamations- und Gesangs-Übungen — bieten viel Beachtliches für den Schüler, und besonders für den Lehrer; ohne den der Schüler in solchem Leitfaden doch vielleicht einmal den — Faden verlieren könnte. Das Kapitel der „Vorhalte“ (Appoggiaturen) hätte wohl noch eingehender behandelt werden müssen: ob diese Verzierungen wirklich nur von dem Sinn der Textworte abhängig sind? Gibt es doch bei Mozart so manche Unterschiede zwischen dem italienischen Originaltext und den deutschen Uebersetzungen. Uebrigens ist es nicht Mendelssohn sondern Ludwig van Beethoven, der in seiner Oper „Fidelio“ die Vorhalte ausgeschrieben hat. Alles in allem: ein treffliches Lehrbuch: durchaus stimmondend, nicht stimmordend, wie so manches andre. Und daß die Vokalisation nicht mehr, wie Reinde früher einmal vorschlug, auf „Crematorium“ ausgeführt wird, sondern auf „Kommunistenstaat“ — erscheint durchaus zeitgemäß.

O. D.

\* „Alt-Bayern“. In der Bücherei „Deutsche Stadt — Deutsches Land“, welches von dem kürlich verstorbenen Schriftsteller Erich Köhler gegründet und geführt wurde, ist (in der Deutschen Verlags-Altengeellschaft, Berlin) soeben der 14. Band „Alt-Bayern — seine Entwicklung und seine Zukunft“ erschienen. Das Sammelwerk enthält ein Geleitwort des ehemaligen bayerischen Ministerpräsidenten und derzeitigen Reichsgesandten in Wien Graf Hugo Verchenfeld und weist in jedem der folgenden interessanten Aufsätze auf die besonderen Eigenheiten des kulturell so wertvollen Bauernlandes Alt-Bayern hin. Auch die wirtschaftlichen Kräfte von Alt-Bayern werden in dem mit zahlreichen Illustrationen geschmackvoll ausgestatteten Werk entsprechend berücksichtigt, insbesondere die „Wald- und Forstwirtschaft in Alt-Bayern“, die „Bayerischen Wasserkräfte“, die „Landwirtschaft in Alt-Bayern“ und die Stätten des für Bayern so wichtigen Fremdenverkehrs. Nahezu 150 Bilder, teils ganzseitig, und zwei Kunstdrucke vertiefen den Eindruck der ausgezeichnet geschriebenen und gehaltvollen Aufsätze und geben mit ihnen gemeinsam eine anschauliche Vorstellung von Wesen und Eigenart Alt-Bayerns. Sie finden ihre Ergänzung in einer Reihe von Beiträgen, in denen unter dem zusammenfassenden Titel industrielle und Handelsunternehmungen in Wort und Bild eine Darstellung ihrer Arbeit und ihren Bestrebungen geben.

\* Hans Wahl: „Goethes Gartenhaus“. Mit 26 Abbildungen. (Verlag J. J. Weber, Leipzig.) Ein Führer und ein Erinnerungsbuch. Die Abbildungen geben die Innenräume nach der in den Jahren 1925/26 geschaffenen Neuerichtung, Ansichten aus dem Garten, von Goethes Lieblingsplätzen darin, und auch einige Bildnisse wieder.